



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Litteratur.

Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche. Von W. Wichmann. Hannover, Helwing. 1888.

Wenn man im Hinblick auf so manchen Geschichtsforscher, der als Politiker das Gegenteil von dem bekennt, was er als Geschichtsforscher als das Richtige hingestellt hat, dem Hegelschen Ausspruch beizupflichten versucht ist, daß die Geschichte dazu da sei, uns zu lehren, daß die Menschen aus ihr nichts lernen, so bezieht sich das doch nur auf die Geschichte, die wir nicht selbst mit durchlebt haben. In dem aber, was wir selbst mit durchlebt haben, wird der Weise sich vom Thoren eben dadurch unterscheiden, daß er nicht umsonst gesehen und nicht vergebens etwas erlebt hat.

Schaute von den vielen Stufen
Unsers Pyramidenlebens
Viel umher und nicht vergebens.

So wie Goethe, wird es vielen der ältern Zeitgenossen heutzutage ergehen, wenn sie auf die mildbewegten Wogen von 1848 zurückschauen. Ist doch ein bleibender Gewinn, der aus solcher Rückschau entspringt, schon darin zu sehen, daß der Mensch, der redlich mit gerungen hat, auch mit dem versöhnt wird, was errungen wurde. Denn errungen wird immer etwas, wo redlich gerungen worden ist, und wärs nur das objektive Urtheil über das Geschehene. Auch das ist schon eine große Errungenschaft. Denn es giebt uns ein gesundes Auge für die Anschauung der Gegenwart und ihre Bestrebungen. Mit diesem Gewinn ist keine Arbeit fruchtlos, selbst wenn sie eine Zeit lang ganz unfruchtbar schien; die besten der nachfolgenden Geschlechter nähren sich von ihr, und es zeigt sich, wie wahr auch von dieser Seite aus betrachtet das Wort Senecas ist: *generosos animos labor nutrit*. So versöhnt auch das Trübe und Traurige, was wir erfahren haben.

Diese Gedanken kamen uns, als wir Wichmanns „Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche“ gelesen hatten, ein Buch, das wir um seines objektiven Urtheils willen hochstellen, um so höher, als der Verfasser, obgleich Preuße, doch als Großdeutscher das Parlament betrat und an sich genug zu bilden hatte, um zu der Einsicht zu kommen, daß das Ausscheiden Oesterreichs aus dem deutschen Staatsverbände eine politische Nothwendigkeit sei; ein hohenzollernsches Kaisertum und ein deutsches Reich mit dem Einschluß des deutschen Oesterreich war eine politische Unmöglichkeit von vornherein. Wenn der Verfasser der „Denkwürdigkeiten“ beides anfangs in sein Programm aufgenommen hatte, so war er doch stark genug, als er den Irrtum erkannte, auch nach dieser Erkenntnis zu handeln; er fand sich mit dem Ausschluß Oesterreichs ab und stimmte für das hohenzollernsche Kaisertum. In seinem Rückblick auf das Parlament ist es nur gerecht, wenn er sagt: „Die Geschichte . . . hat die positiven Schöpfungen des Parlaments verurtheilt, aber die Wahrheit der gestaltenden Idee der Einheit Deutschlands anerkannt.“ Warum aber dieses Parlament nichts Positives schaffen konnte, das geht aus der Darstellung Wichmanns deutlich hervor, auch wenn er es nicht sagt: Hunderte von Gesellen schaffen nichts, wenn der Meister fehlt. Aber auch das ist dem Verfasser der „Denkwürdigkeiten“ hoch anzuschlagen, daß er sich als Katholik soweit seine Freiheit zu wahren gewußt hat, daß er seiner Konfession, der er „mit Wärme und Achtung zugethan ist,“ doch keinen Einfluß auf seine politische Stellung gewährte. Gerade diese Beobachtung

kommt uns heutzutage vor wie ein Blick in eine verschwundene Welt, wenn man sieht, ein wie häßliches Bild besonders auf katholischer Seite durch den Einfluß geboten wird, den die Konfession jetzt überall auf die Parteibildung und damit auf die Politik genommen hat. Freilich hat auch die Milde der konfessionellen Auffassung ihr Teil zu der unbedingten Freiheit beigetragen, mit der seit dem Frankfurter Parlament die Kirche „ihre Angelegenheiten selbständig ordnet.“ Mit dieser sogenannten selbständigen Ordnung haben wir ein schlimmes Erbe übernommen; es wurde damit dem Herrschaftsgelüste der Kirche freier Spielraum gegeben. Die Unbefangtheit aber, mit der man 1848 kirchliche Dinge betrachtete und über sie bestimmte, geht recht deutlich aus den 1200 Petitionen an das Frankfurter Parlament hervor, die die unbedingte Freiheit der Kirche vom Staate verlangten und von denen viele das (doch wohl aus einer Quelle stammende) Motto an ihrer Spitze trugen:

O daß der Kirche Weihe
Das Recht des Volkes schütze,
O daß der Staat der freie
Des Glaubens Einheit stütze!

Wer hinter dieser naiven Forderung, daß der Staat des Glaubens Einheit stützen solle, schon damals gestanden hat, ergibt sich daraus, daß sie in vielen Petitionen zugleich erhoben wurde. Es sind dieselben Leute, die heute dem deutschen Kaiser zumuten, er solle dem Papste Rom wiedergeben. Auf welcher Seite Wichmann heute steht, kann man aus seinem Buche nicht sehen. Er ist auch darin objektiv, daß er über die weitere Entwicklung derselben Fragen, die in Frankfurt behandelt wurden, sein Urteil zurückhält. Er sagt wohl: „Wir müssen bei diesen Debatten (über die Stellung der Kirche zum Staate) länger schon deshalb verweilen, weil sie durch den später im deutschen Reiche entstandenen Kulturkampf eine erhöhte Bedeutung gewonnen haben und sehr viele Gründe und Vorschläge heute noch zutreffen“; er giebt aber nicht an, welches diese Gründe und Vorschläge sind, die nach seiner Ansicht noch heute zutreffen, eine Angabe, die uns leicht über den jetzigen Standpunkt des Verfassers unterrichten würde. Aber das thut dem Buche selbst keinen Eintrag; im Gegenteil, es erhöht seine Objektivität, daß er nur seinen Standpunkt für die Zeit angiebt, wo er selbst in der Paulskirche mit getagt hat, der darin besteht, die konfessionellen Fragen überhaupt nicht zu berühren. Schon in seinem Wahlprogramm stand mit oben an: volle Unabhängigkeit der Kirche! War die Forderung einst naiv, heutzutage ist sie gefährlich, wie sie denn auch gerade von den Ultramontanen und den Freisinnigen in ihrer ganzen Schärfe noch erhoben wird.

Wer von den jetzt Lebenden die Thätigkeit der Versammlung in der Paulskirche kennen lernen will, der kann das an der Hand dieser „Denkwürdigkeiten“ aufs beste; wer aber die Ereignisse von damals selbst mit erlebt hat, der wird beim Lesen dieses Buches einen hohen Genuß darin finden,

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten.

Zur Litteraturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften. Von Gustav Schmoller. Leipzig, Duncker und Humblot, 1888.

Diesen Band hat Schmoller als eine Festgabe zum 50 jährigen Doktorjubiläum Wilhelm Roscher's zusammengestellt. Der Schüler widmet darin seinem Meister nicht den bei solchen Anlässen üblichen Panegyrikus, sondern schildert ihn in einer einfachen Analyse der psychologischen Bildungs- und Charakterelemente, die Roscher befähigt haben,

für die weitere Entwicklung der deutschen Nationalökonomie der bahnbrechende Führer zu werden. Um aber dem Bilde, das Schmoller von dem hochverehrten Meister entwirft, einen lebendigen Hintergrund zu geben, hat er seine Skizze zum Mittelpunkt eines Büchleins gemacht, das ein paar ältere litterargeschichtliche Arbeiten und einige neuere hie und da veröffentlichte Bücheranzeigen und Schriftstellercharakteristiken seines Faches dem Publikum in teils unveränderter, teils umgearbeiteter Form vorlegt. Die Reihenfolge der behandelten Schriftsteller deutet, soweit es deutsche sind, den Entwicklungsengang unsers wissenschaftlichen Denkens von dogmatischer Spekulation zu empirischer Erfassung der Wirklichkeit an. „In den älteren aber wie in den neueren Schriften, sagt Schmoller, spiegelt sich die Thatsache ab, daß die Stellung zu den allgemeinen Problemen der Nationalökonomie abhängig ist von den politischen und philosophischen Ideen, von der Staats- und Geschichtsauffassung des Verfassers. Es liegt das teilweise in der Jugend und Unentwickeltheit unsrer Wissenschaft, teilweise in der Natur der Sache. In ersterer Beziehung gilt es, die unserm Wissensgebiet eigentümlichen Methoden und Forschungsweisen weiter auszubilden, in letzterer ist bewußt daran festzuhalten, daß die Wissenschaft vom ökonomischen Leben sich nie von der Psychologie, der Ethik, der Geschichte, der Staats- und Gesellschaftslehre und den einschlägigen Hilfsdisziplinen ganz loslösen soll und kann.“

Die Aufsätze, die Schmoller in dem Bande vereinigt hat, umfassen ein volles Vierteljahrhundert von 1863—1888. Sie beginnen mit einer Betrachtung über Schillers ethischen und kulturgeschichtlichen Standpunkt, dann folgt eine Studie über Fichte, Vist, Carey, Lorenz von Stein. Daran schließt sich die Charakteristik Roschers an. Von dem Gegensatz zwischen Empirismus und Nationalismus ausgehend, giebt Schmoller eine kurze aber treffende Analyse der hauptsächlichsten Schriften Roschers nicht nur, sondern der gesamten Entwicklung seiner Lehre, wie sie sich von innen heraus an ihm vollzogen hat. Vor allem werden seine staatswissenschaftlichen Monographien, seine Litteraturgeschichte der Nationalökonomie und sein „System der Volkswirtschaft“ hervorgehoben, die ihn als Schüler der großen Göttinger Kulturhistoriker kennzeichnen und Wilhelm Scherer zu dem Ausspruch bewegen haben, daß Roscher für Deutschland die Traditionen der Göttinger kulturhistorischen Schule gerettet und sie mit modern philologischer Bildung wieder zu Ehren gebracht habe. Schmoller fügt hinzu: „Roscher ist der echte Nachfolger Justus Möser's, er ist der universalgebildete Kulturhistoriker unter den Nationalökonomien.“ Die trefflich und warm geschriebene Analyse der weiteren Schriften und des Wirkens Roschers schließt mit den Worten: „Roscher hat den polyhistorischen Zug mit den ältern Göttinger Kulturhistorikern gemein, er hat von Rau und der ganzen ältern Generation den tiefen Respekt vor Adam Smith, Ricardo und Malthus übernommen; er ist eine feine, vornehm zurückhaltende Gelehrtennatur, die nirgends einstürzen, sondern langsam umbauen will. Er wollte ebensowohl dogmatischer Nationalökonom bleiben, als die Sätze der alten Schule historisch vertiefen. Er steht zwischen zwei wissenschaftlichen Epochen mitten inne, er schließt die ältere Zeit ab und eröffnet die neue; er hat mehr als alle andern dafür gethan, die Nationalökonomie auf das Niveau gelehrter systematischer Facharbeit und historischer Kausaluntersuchung zu erheben. . . . Sein Innerstes ist erfüllt von dem reinsten Idealismus, von dem Glauben an die großen sittlichen Mächte der Geschichte. Er kennt zuletzt keinen andern Fortschritt als die moralische Hebung und Umbesserung der Menschen. Jeden wirtschaftlichen und technischen Fortschritt mißt er an seinen Folgen für das geistig-sittliche Leben.“

Unter den auf Roscher folgenden Charakteristiken der Neueren seien nur Schäßle, Henry George und Theodor Herzka genannt, denen Schmollers strenge Kritik zwar mit der vollen Schärfe des prinzipiellen Gegensatzes, aber in liebenswürdiger Form und mit voller Anerkennung ihres Strebens und Ringens entgegnet.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin. Herausgegeben von F. Jastrow. VIII. Jahrgang. 1885. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung, 1889.

Wenn auch ein Unternehmen, das zum achten Male seinen Gang in die litterarische Welt antritt, keiner Empfehlung mehr bedarf, so wollen wir es doch den Lesern dieser Blätter in Erinnerung bringen. Der Kreis derer, die sich für Geschichte interessieren, ist unendlich groß. Ist es aber schon für den Fachmann schwer, bei der großen Produktion auf historischem Gebiete alle wichtigeren Erscheinungen zu verfolgen, um wieviel mehr wird ein geschichtsliebender Laie dabei auf Schwierigkeiten stoßen. An der Hand der „Jahresberichte“ ist es für jedermann eine Kleinigkeit, sich über die neuesten Forschungen auf dem Gesamtgebiete der Geschichte zu unterrichten. Daß die „Jahresberichte“, obgleich eine gewisse Entfremdung zwischen den verschiedenen Gebieten der Geschichtswissenschaft eingetreten ist, gerade deren Zusammengehörigkeit betonen, sichert ihnen einen bleibenden Wert, macht sie namentlich den Lehrern der Geschichte unentbehrlich, die fern von den Zentren des wissenschaftlichen Lebens ihren Wirkungskreis haben. Da auch ausländische Gelehrte an den „Jahresberichten“ in hervorragender Weise beteiligt sind, kann das Unternehmen, dem sogar in Frankreich große Teilnahme entgegengebracht wird, als ein internationales gelten. Die äußere Ausstattung des umfangreichen Bandes macht der Verlagsbuchhandlung alle Ehre.

Abhandlungen und Versuche. Von Leopold von Ranke. Neue Sammlung. Herausgegeben von Alfred Dove und Theodor Wiedemann (Rankes Sämtliche Werke 51. u. 52. Bd.) Leipzig, Dunder und Humblot, 1888.

Es war ein glücklicher, aber auch naheliegender Gedanke, eine Anzahl hochbedeutende und höchst anregende Abhandlungen Rankes (zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten, zur Geschichte der italienischen Poesie, zur Geschichte der italienischen Kunst, die biographischen Skizzen über Friedrich den Großen und Friedrich Wilhelm IV.), die bisher in der Gesamtausgabe seiner Werke vermisst wurden, überdies in Zeitschriften und Sammelwerken zerstreut waren, unter dem Titel „Abhandlungen und Versuche“ ähnlich der den 24. Band der Werke bildenden Sammlung zusammenzufassen und der Gesamtausgabe der Schriften Rankes einzuverleiben. Ob es ein ebenso glücklicher Gedanke gewesen ist, diese Sammlung mit drei bisher unbekanntem Aufsätzen (die Fluthsage, die Tragödien Senecas, Paulus Diaconus), die ursprünglich für die Weltgeschichte bestimmt, aber von Ranke zurückgelegt worden waren, zu eröffnen, möchte man bezweifeln. Wir wissen zwar aus Rankes eigenem Munde, daß er diesen Aufsätzen eine Stelle in den „Gesammelten Werken“ anweisen wollte, doch hatte er die Absicht, sie noch einer letzten Redaktion zu unterziehen. Es geht einem nun mit diesen Aufsätzen ebenso wie mit der Fortsetzung der Weltgeschichte: man kann sich nicht dafür begeistern. Ranke hat so viele vortreffliche Werke geschrieben, daß es wirklich nicht nötig ist, aus seinem Nachlasse allerhand unfertige Arbeiten hervorzuziehen oder ein Werk wie die Weltgeschichte nach Kollegienheften fortzuführen; selbst der feinsinnigste, in Rankes Arbeitsweise und

Denken eingelebteste Herausgeber wird nie imstande sein etwas wirklich Rankisches zu schaffen. Wir können in der Herausgabe dieser Aufsätze, wie in der Fortführung der Weltgeschichte nichts andres erblicken als ein von den Erben Rankes eingegebenes buchhändlerisches Unternehmen, von dem keine Förderung von Rankes Ruhme zu erwarten ist. Wie muß es jeden Verehrer des großen Geschichtsforschers peinlich berühren, wenn er in dem vorliegenden Bande S. 4 (Fluthsage) folgenden Satz zu lesen bekommt: „Die Erzählung gehört in den Sagenkreis des babylonischen Heros Izdubar, der nach mancherlei Thaten, bei denen man an Nimrod erinnert wird, von einer schweren Krankheit ergiffen, den letzten Götterkönig, von dem er selbst abstammt, der aber zu den Göttern entrückt ist, aufsucht, um zu erfahren, wie derselbe zu der Unsterblichkeit gelangt sei, deren er sich erfreut.“ Oder S. 22 (die Tragödien Senecas): „Höchst auffallend ist es doch, daß ein junger Tarentiner, der früh als Kriegsgefangener nach Rom gekommen, dann aber von seinem Gebieter freigelassen worden war, es gewesen ist, welcher den circensischen Spielen dadurch eine neue Bedeutung gab, daß er, wie ja auch in Tarent szenische Spiele die öffentlichen Festlichkeiten begleitet hatten, jetzt in Rom vor den Bildern der kapitolinischen Götter den Versuch machte, griechische Tragödien in einfachster Weise, jedoch in lateinischer Sprache zur Aufführung zu bringen.“

Außer den bereits angeführten Abhandlungen und einigen weniger wichtigen erhalten wir in dem vorliegenden Bande noch sämtliche Reden, die Ranke vor der historischen Kommission der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München gehalten hat; in den meisten derselben sind Ansichten über die wissenschaftliche Thätigkeit damals gestorbener Historiker (z. B. Gerwinus, Maurer, Stälin, Böhme, Wackernagel) niedergelegt. In der Vorrede erfüllt der Herausgeber Alfred Dove nur eine Ehrenpflicht, wenn er dem Verdienste Th. Wiedemanns um Ranke und dessen wissenschaftliche Arbeiten einige freundliche Worte widmet. Daß er damit dem Manne, welcher über 16 Jahre all seine Kraft und sein immenses Wissen unter Verzicht auf jede selbständige Arbeit in die Dienste Rankes gestellt hat, völlig gerecht geworden sei, werden Eingeweihte wohl nicht behaupten.

Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV., 1650—1700. Ein Beitrag zur Kenntnis der deutschen Flugschriftenliteratur. Von Hans von Zwiédineck-Südenhorst. Stuttgart, Cotta, 1888.

Es ist zur Genüge bekannt, daß es eine öffentliche Meinung in Deutschland auch schon zu einer Zeit gegeben hat, wo Zeitungen noch nicht oder doch nur in geringer Zahl und Verbreitung vorhanden waren und daher an eine täglich zweimalige Beeinflussung des Publikums durch die Tagespresse noch nicht gedacht werden konnte. Die „öffentliche Meinung“ hat sich zu allen Zeiten der Formen bedient, die durch Gesetz, Volkssitte und Landesbrauch gegeben waren, und die jeweilig vorhandenen technischen Mittel stellten sich stets sehr bald in ihren Dienst. Dies ist auch mit der Buchdruckerkunst der Fall gewesen, sobald sie sich aus ihren ersten Anfängen herausgearbeitet und namentlich nach der Reformation und durch diese weithin Verbreitung gefunden hatte. Je weniger damals Zeitungen das öffentliche Empfinden zum Ausdruck brachten, um so zahlreicher und wirksamer waren die Flugschriften. Der ziemlich umfangreichen Flugschriftenliteratur des 17. Jahrhunderts hat erst in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Forscher sich zugewandt, und einen wertvollen Beitrag zu diesem Gebiete stellt die vorliegende Schrift Zwiédinecks dar. Der Verfasser konnte — aus äußern Gründen — nur die Bibliotheken von München und Dresden zu seiner Arbeit benutzen, die kaiser-

liche Hofbibliothek in Wien versagte sich ihm, für Berlin, Göttingen, Wolfenbüttel, wo eine große Zahl von Flugschriften angesammelt ist, fehlte ihm die Zeit. Dennoch sind es nahezu 400 Schriften, mit deren Titel wir bekannt werden; aus einer Anzahl der bedeutendsten sind Auszüge gegeben. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß die stark ausgeprägte nationale Gesinnung, die man in jenen Tagen der Reichsklammers nicht vermutet hätte, dieser Flugschriftenliteratur ihren besondern Wert verleiht. Es geht daraus hervor, daß die Deutschen des 17. Jahrhunderts des Patriotismus, dessen wir uns in unsern Tagen erfreuen, durchaus nicht entbehrten und ungeachtet alles Glends, das der dreißigjährige Krieg über unser Volk verhängt hatte, der nationalen Ziele so wenig wie der nationalen Gesinnung verlustig gegangen waren. Daher die mancherlei Vorschläge zur Verbesserung der Reichsverfassung, zu einer die Entwicklung der staatlichen Kräfte ermöglichenden Organisation. In zornigen Worten brauste der gerechte Unwille über die Herrschaft Frankreichs, über dessen Bereicherung auf Kosten Deutschlands auf, man sträubte sich vor dem Gedanken, daß das Uebergewicht Frankreichs im Wesen der Franzosen und in ihrer wahren Kraft begründet sein sollte. Man rief und verlangte nach einem Führer, der die im deutschen Volke schlummernde Kraft zu wecken und zu leiten verstünde, der Kaisererglaube tritt uns noch in seiner ganzen Stärke entgegen. Die Jahre 1650 bis 1700 umfassen die erste Glanzperiode des französischen Hochmuts, und es wird immer ein tröstlicher Gedanke bleiben, daß weite Kreise unsers Volkes sich jenem nur mit bitterm Zorne und im Bewußtsein der reichen, aber leider unbenuzt gebliebenen Kraft Deutschlands gebeugt haben. Daß diese Kenntnis mehr und mehr in das Volksbewußtsein auch unsrer Tage übergeht, ist ein Verdienst der mühsamen Arbeit, die für unsre Dichtung und Geschichtschreibung so lehrreiche Augenblicksbilder aus dem Geistesleben der deutschen Vergangenheit entrollt.

Ästhetische Studien für die Frauenwelt. Von Otto von Leizner. Vierte Auflage. Leipzig, Hermann Vörselen, 1888.

Diese kleinen Abhandlungen — „Zur Erziehung des Geschmacks,“ „Charakter, Typen, Karikatur und Schablone,“ „Die Phantasie im Leben und in der Kunst,“ „Die Phantasie als Bildnerin des Charakters,“ „Kunst und Moral,“ „Keuschheit und Brüderie,“ „Bühne und Sittlichkeit,“ „Die Frauen in der Kunst,“ „Die Kleidung und die Ästhetik,“ „Noch einmal Fr. Vischer und die Mode,“ „Die Lebensformen,“ „Charakter und Menschenkenntnis,“ „Charakter und Talent,“ „Selbstachtung und Selbstliebe,“ „Hinter den Kulissen,“ „Die ästhetische Tapete,“ „Der Dialog im Leben und in der Kunst,“ „Ueber Satire,“ „Die Reihenfolge der Künste,“ „Die Hauptrichtungen der modernen Darstellungskunst,“ „Die Schwierigkeit des Kunsturteils,“ „Die Genremalerei,“ „Das Porträt,“ „Zwei Madonnen“ — behandeln, wie schon die Ueberschriften zeigen, wenn nicht durchaus, so doch meist sehr wichtige Fragen, deren richtige Beantwortung namentlich für die weibliche Erziehung von Bedeutung ist. Man wird auch dem warmherzigen und das Beste bezweckenden Verfasser gern einräumen, daß ihnen gemeinsame Gedanken zu Grunde liegen, daß sie in denselben ästhetischen und moralischen Anschauungen wurzeln, daß sie aus Liebe zu den ernstesten Zielen der echtmenschlichen Erziehung, in welcher der Frau eine so große Macht gegeben ist, hervorgegangen sind. Und man darf sich aufrichtig freuen, daß so schlicht-ernste, zur modischen Richtung in unterschiednen Widerspruch tretende, gewisse moderne Lügen und Schwindelneigungen rückhaltlos

bekämpfende Erörterungen genug Beifall beim Publikum gefunden haben, für das sie bestimmt sind, um eine vierte Auflage zu ermöglichen. Zeigner vertritt in Leben und Kunst ideale Ansprüche, und so wenig er ein Puritaner oder grämlicher Moralist ist, so zürnend erhebt er sich gegen die verderblichen Verirrungen der modernen Phantasie, der modernen Erziehung, gegen den vorwaltenden Zug zum Neppigen und Lüfternen, gegen den rohen Egoismus, so fest behauptet er die Bedeutung des Ethischen in Leben und Kunst. Wenn etwas gegen die Betrachtungen des Verfassers einzuwenden wäre, so würde es der Optimismus sein, mit dem Zeigner die Ueberwindung gewisser Dämonen der Zeit als verhältnismäßig leichten Kampf auffaßt und darstellt. Nein, diese Dämonen gleichen nicht nur Tigern und Schlangen, sie sind die Drachen der Fabel, deren Atem die ganze umgebende Atmosphäre erfüllt. Und der Kampf wider sie wird die ernsteste und härteste Lebensarbeit ganzer Geschlechter sein. Auch den Frauen wird an dieser Arbeit noch ein ganz anderer Teil zufallen müssen, als diese ästhetischen Studien ahnen lassen. Indes ist sicher, daß diese Studien anregend, die schärfere Prüfung zahlreicher Erscheinungen des Lebens wie der Kunst vorbereitend wirken können, und so wünschen wir ihnen zahlreiche und denkende Leserinnen.

Karl Bleibtreu's Pathologischer Roman „Größenwahn.“ Eine kritische Studie von Dr. Max Zerbst. Jena, Fr. Mauke, 1888.

Kritiken in Buchform, die ein eignes Titelblatt beanspruchen, um ein andres Buch aus der Welt zu schaffen, wollen uns nicht recht gefallen. Ganz besonders dann nicht, wenn sie im ganzen nicht viel mehr sind als ein Titelblatt. Die vorliegende kommt grade auf ihrer letzten Seite beiläufig auf das Thema, das sie hätte anpacken sollen. Vorher benutzte sie vierzig Seiten, um uns einen Roman auszuziehen, den sie uns als der Bekanntschaft nicht würdig hinstellt, und diesen Auszug mit einigen Zitaten aus Goethe und Schiller kritisch zu durchsetzen, deren Bekanntschaft selbst ein „Bleibtreuleser“ nicht mehr zu machen braucht. Wir hatten erwartet, das vergnügliche Herumplätschern in einer Anzahl geistiger Sachen mit Konversationslexikonsaufschrift unter dem stolzen Vorgeben, das hohe Meer alles Menschlichen zu durchschwimmen, dies würde uns hinter dem Titelblatte gekennzeichnet werden. Der „Platonische Dialog,“ den S. 29 nicht kennt, aber offenbar meint, nämlich der „Ion,“ hätte Ausgangspunkt und Motto abgeben können. Sogar die „moderne Schlachtendivination“ ist dort schon „divinirt.“ Der Kritiker wundert sich übrigens über die vielen Briefe, Tagebücher, Aphorismen und ähnliches Schnitzelwerk, von dem Bleibtreu's „Größenwahn“ geschwellt ist. Er erhebt da, wie auch sonst, ganz naiv ästhetisch-philosophischen Einspruch. O Boilus Karl Bleibtreu, hast du nicht bedacht, was es heißt, jährlich sechs Bände Unsterblichkeit, von der „Schlachtendivination“ bis zum „pathologischen Roman,“ in die Welt zu setzen?

Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß die erste Nummer des neuen Jahrgangs erst am 3. Januar ausgegeben wird, also eine Woche ausfällt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.